

Nr. 127 Bromberg, den 4. Juni 1933.

Pfingstlied.

Von Ambrosius Blarer, 1492—1564.

Der Dichter des Pfingstliedes, aus dem wir heute einige Verse entnommen haben, ist der Konstanzer Reformator Ambrosius Blarer (Blaurer). Er stammt aus vornehmem Patrizierhaus in Konstanz, studierte in Tübingen und befreundete sich während dieser Zeit mit Melanchthon. Um 1515 finden wir ihn zuerst als Mönch, später als Prior im Kloster Alpirsbach. Durch seinen Bruder Thomas, der in Wittenberg anfänglich Rechtswissenschaft studierte, später aber zur Theologie überging, kam er in Verbindung mit der Reformation. 1534 wird er von Herzog Ulrich nach Württemberg berufen zur Durchführung der Reformation. Den Rest seines Lebens verbringt er größtenteils in Winterthur. Da starb er auch im Jahre 1564. Neben Joh. Zwick ist er der bedeutendste unter den oberdeutschen Sängern.

Jauchz', Erd' und Himmel, juble hell,
Die Wunder groß mit Freud' erzähl,
Die Gott hat heut begangen
An dem trostlosen Häuflein klein,
Das saß in friedsamer Gemein
Und betet' mit Verlangen,
Daß es mit Geist getaufet werd'.
Der kam mit Feuersglut zur Erd',
Mit starkem Sturmestoben;
Das Haus erfüllt er überall,
Zerteilt man Zungen sah im Saal,
Und all den Herren loben.

Ach, Herr, nun gib, daß uns auch find'
In Fried' und Fleh'n dein sel'ger Wind;
Weh' rein vom Sündenstaube
Ganz das Gemüt und füll' das Haus
Der Heil'gen dein, richt' dein Werk aus,
Daß aufgeh' rechter Glaube
Und uns're Zung' ganz Feuer werd',
Red nichts denn dein Lob hie auf Erd'
Und was den Nächsten bauet.
Brenn' rein die sündige Natur,
Mach uns zur neuen Kreatur,
Ob auch dem Fleische grauet.

Komm', Balsam Gottes, heil'ger Geist,
Erfüll' die Herzen allermeist
Mit deiner Liebe Brennen.
Von dir allein muß sein gelehrt,
Wer sich durch Buß' zu Gott bekehrt;
Gib himmlisches Erkennen.
Der fleischlich Mensch sich nicht versteht
Auf göttlich Ding und irregeht;
In Wahrheit wollst uns leiten
Und uns erinnern aller Lehr,
Die uns gab Christus, unser Herr,
Daß wir sein Reich ausbreiten.

Du, der lebend'ge Brunnenquell,
Der Gottes Stadt durchfließet hell,
Erquickest das Gemüte.
Durch dich besteht des Vaters Bau;
Du willst und gibst, daß man dir trau,
Du bist die Gottesgüte.
Irden Geschirr nur sind wir weich,
Brechen gar leicht von jedem Streich;
Du selbst wollst uns bewahren,
Uns brennen wohl in deiner Glut,
Daß uns der Feind nicht schaden tut,
So wir von hinnen fahren.

(Ins Hochdeutsche übertragen durch Spitta)

Die Pfingsten der Königin.

Novelle von Rudolf Hans Bartsch.

Manchmal hebt das Schicksal beide Hände voll aus der Fülle der Dinge dieser Erde und wirft ihren ganzen Inhalt in ein einzig Menschenherz, als ob es prüfen wollte, wieviel es an Glück ertrage - oder an Leide.

So geschah es einem kleinen, deutschen Menschenkinde einmal, das freilich wie vorherbestimmt schien zu ungewöhnlichem Erlebnis. Denn Jakob Auberger wollte, in der großen Zeit der Enzyklopädisten, in Paris, und dabei noch an bänglichster und größter Stelle, Philosoph werden. Philosoph: Das Tiefste und Höchste, was ein Mensch zu werden vermag! Und dies unter den widrigsten Hindernissen obendrein. Denn erstens war er ein hübscher Junge, wußte sich gut zu geben und war überall beliebt. Schon das verführt zum Weltkinde, und daß er noch so sehr jung war, trotz all seinem Talente, das war ein zweites, gewaltiges Hindernis. Das größte aber war dieses: Er war Musikant.

Jakob Auberger sagte es sich ja selber, daß er, im Vollbesitze der Musik, als erlesener Lieblingsschüler des Ritters Gluck, als Geigenlehrer des kleinen Dauphins von Frankreich und als ein oft scheu und merkwürdig aus den Augen der entzückenden jungen Marie Antoinette von der Seite her angesehener, guter Junge übergenug an reichem Leben und Zukunft beigemessen erhalten hätte. Die Musik allein schon ist ja die Sprache Gottes auf Erden. Wer sie gänzlich erfaßt, der hat alles, wozu uns dies kurze Eintagsfliegendasein gegeben ist, dessen Wert und Wesen allein darin besteht: „Zur Besinnung zu gelangen."

Aber es lag in der Zeit, daß man einem unwürdig gewordenen höheren Stande zu zeigen hatte, wie die hohen

Gedanken zwar in den hochgelegenen Mansarden, aber in den niederen Zimmern zu wachsen begännen.

Solche Zeiten, da ein neuer Stand sich der Idee bemächtigt, sind immer die heiligsten der Menschheit gewesen. Nicht die Revolutionen, die ihnen folgten, erhöhen und erlösen. Die Erlösung ist verwirkt, wenn sie in banale Erfüllung herunterstampft. Sie ist schön und heilig nur im Werden, wie das Jahr in der Zeit, da jeder Baum vor Liebe zittert, duftet, blüht und Tränen fallen läßt.

Nun aber denke man sich all dies in ein einzig junges Menschenherz geworfen und, stammelnd, halb erfaßt: Mai! Jugend, Schönheit, Kunst, erhabenes Wollen — und dazu die ganz unsinnige, und eben deshalb so bedrückende Liebe zu einer feinen, gänzlich schönen und (einer jungen Phantasie) nicht einmal gar so welkern erscheinenden Königin, die zumindest ein bißchen kokettierte, wenn ihr beschränkter Mann auf Jagd ausritt, um dann zu notieren: „Heute 368 Kreaturen getötet".

Zu Pfingsten nun ist in Frankreich der Rehbock längst rot ausgefärbt (Schonzeiten gab es damals überhaupt nur in der Willkür der Herren) und, schnell nach der Morgenmesse, war der höchste Edelmann Frankreichs auf Massenmord ausgeritten.

Marie Antoinette war allein; allein, hoch und fern, wie der Hahn auf dem Kirchturm, und ebenso verlassen von allen Artgenossen wie er. Der Adel hatte sie wieder einmal gesellschaftlich geächtet, weil sie ihm, auf Drängen des Volkes, ein paar Privilegien entrissen hatte. Niemand war zu ihrem Lever gekommen.

So hatte sie eine Toilette anbefohlen, die eher ländlich zu nennen war, und kam in den ersten Vormittagsstunden herunter zu ihrem Knaben, der, gehorsam und bescheiden, schon neben seinem Lehrer stand, welcher den fünfjährigen Geiger noch lange nicht aus der „ersten bis dritten Lage" hinauszuquälen gedachte. Denn sehr dauerte ihn das gefügige und unstarke Königskind. Aber in die blasse, junge Seele versuchte der junge Mensch die gewaltig einströmende und alldurchdringende Lehre der Natur zu legen.

Leise trat die berückende Königin ein. „Sprechen Sie nur weiter, lieber Auberger", sagte sie. „So höre ich Sie am liebsten. Mein Kind soll wissen, daß die Harmonie schon da war, ehe sie in das Instrument getragen wurde. Was haben Sie für heute in Ihrem Lehrplan vor?"

„Es ist Pfingsttag, Majestät", sagte Jakob, dem das tiefe Blut aus gepreßtem Herzen alles hinauf und in die Wangen gefahren war. „Ich möchte mit Seiner Hoheit dem Dauphin in den Garten, in den kleinen Kammergarten, Majestät, wo jetzt alle späten Apfelbäume noch zartrosenrot blühen und so duften, daß Seine Hoheit davon genötigt werden wird, sehr tief, reichlich und langsam zu atmen."

Marie Antoinette nickte tiefer und nachdenklicher, als sie sonst jemand zuzunicken gewöhnt war, und ein Seufzer war dabei. „Ja, mein lieber Auberger; man atmet schwer bei uns. Sehr schwer. Ich möchte meinen Knaben bei einem Hirten verwahrt wissen. Aber da Sie ja da sind, ist es beinahe dasselbe. Ich werde mit Ihnen beiden gehen."

So geschah das Wunderbare, daß die neunundzwanzigjährige Königin, neben dem jungen Musiker beinahe allein, in ein so unermeßliches Blühen und Duften hinausschritt.

Die Königin sagte ganz leise dies einfache: „Die Apfelbäume, wie duften sie nur? Wie wilde Heckenrosen? Wie säuerlicher, leichter Landwein? Wie Honig? Nein: Alles das zusammen ist es."

Daß eine so hoch und teuer frisierte Königin so zu empfinden vermochte, das ging dem jungen Menschen stark ins Herz. Dazu lenkte sie beharrlich ihren Weg in die kleinen Beetgäßchen des Privatgärtchens dorthin ein, wo der alte Schloßgärtner alles nur für sich selber, seine Kinder und seine Enkel gepflanzt hatte; wo Aloe und Kaktus zwar auch auf ihr Wunder warteten, wo aber Salat und Spargel hochschoß, wo die Bohnen sich vor verspäteten Frösten fürchteten und die Artischocken klassische, korinthische Kapitäle bildeten, was die Königin sogleich vermerkte.

„Da sind wir von den Göttern weggekommen und die Natur zeigt uns den Urgedanken der Krönung alter Tempelsäulen. Wie lieb ist es hier. Wie so völlig kleines Bürgertum, vielleicht sogar Philosophentum. Vielleicht ist dies alles, was der Mensch ersehnen und erreichen sollte. Nicht, Auberger?"

„Dies und nie etwas anderes sage ich ja dem Dauphin so oft als schicklich ist", erwiderte der junge Lehrer sehr glücklich und ebenso leise.

„Da, und diese Tulpen! Draußen, wo sie zu Hunderten stehen, bemerke ich sie im Grunde so wenig wie Edelleute in großer, glänzender Versammlung. Hier stehen ihrer kaum dreißig; jede anders, jede wie zufällig, aber hübsch geboren. Und jetzt redet das zu mir, was mir sonst fern sein muß."

Diese Worte gingen dem jungen Menschen so arg ins Blut, daß ihm in den Knien alle Kraft mühsam wurde, und im Atem ebenso.

„Ich wollte sehr", fuhr die Königin fort, „daß die Lehre von der Wanderung und Läuterung der menschlichen Seele wahr wär. Dann bliebe mir Trost und Hoffnung, einmal bescheiden fernzustehen von Pracht, Hoffahrt, Zwang und Lüge, zu stehen wie hier, bei diesen Tulpen. In diesem Duft der Apfelblüten, und neben einem schlichten Menschen, der seinen Reichtum mir dann nicht vorenthielte. Wenn ich ein Mädchen aus dem Volk wäre."

„Philosoph! Um Gottes willen; bleib' nur jetzt Philosoph", betete der junge Musiker zu seinem wild emporfahrenden Herzen, das schon einen Vulkanausbruch von Glück und Selbstbewußtsein vorhatte und kaum mehr hinunterzuzwängen war. Die Königin sah den stillen Lehrer ihres Sohnes von der Seite an, wartete, lächelte dann. Sie wußte genug. Die Adern an seinem Halse arbeiteten wie flüchtende Aale; die Hände bebten ihm. Es freute sie, daß er sich so sehr zu fassen wußte. Es freute sie, daß dieser Junge der Lehrer ihres Sohnes war; es freute sie, daß sie so heldenmütig verschwiegen angebetet wurde. Und da auch ihr das Blühen und Heidnischsein um sie alle drei bis ans Herz drang, sprach sie nur noch sanfter und mädchenhafter. Kommandoton hatte sie keinen, auch nicht an Klavecin neben Meister Gluck. Immer war diese Stimme bescheiden, sanft, klein und lieblich.

Und eben diese Stimme warf die stärksten Männer dahin.

„Das Allerschönste auf Erden ist Ihrer Majestät eben nicht gegönnt; ebenso wie die wunderbarste aller Geschichten, die je einem Könige widerfuhr, ihm selber Wahrheit und Erleben werden durfte."

„Was ist das nur für eine Geschichte?" fragte Antoinette neugierig. „Und kann sie hier vor meinem Kinde erzählt werden?"

„Der Dauphin selber wird sie Eurer Majestät erzählen", sagte Jakob Auberger, indem er seinen Schüler mit jenem zärtlichen Blick aufmunterte, den der Mann für das Kind einer geliebten Frau immer findet, auch wenn es das eines ihm sehr fremden Mannes wäre.

Und der noch nicht sechsjährige Knabe begann, gar nicht ohne Gefühl, und nur wenig leiernd:

„Es war einmal ein persischer Großkönig. Der hatte gehört, daß Kaiser Cyrus in seiner Jugend Hirte in den Bergen gewesen wäre. Und als er einmal einen sehr aufgeweckten Jüngling oben bei den Felsenschafen fand, nahm er ihn mit sich in seine Residenz, ließ ihn von den weisesten Männern erziehen und machte ihn zuletzt zu seinem Großwesir, so gut war der junge Mann gediehen. Da aber kam der Neid der bisher Bevorzugten." Der Knabe hielt inne und sah seine Mutter an, ob er so etwas überhaupt sagen dürfte. Die aber nickte ihm aufmunternd zu.

„Da kam der Neid der bevorzugten Kaste, die bisher allein das Wesiramt als das ihre angesehen hatte, und hing sich an die eigentümliche Tatsache, daß der Ratgeber des Großkönigs sich täglich in einem Turmzimmer stundenlang verbarg. Dieses Zimmer aber war mit schweren Gittern, Schlössern und Riegeln so verwahrt, wie eine richtige Schatzkammer. Und man erzählte sich, darin lägen alle Reichtümer, die sich der Wesir zusammengestohlen hätte."

„Das ist ein unakademisches Wort, ein taktloses Wort, Louis", tadelte die Königin. „Du mußt sagen: Alle Reichtümer, die der Wesir sich selber angeeignet hatte, statt sie den Bedürftigen zu lassen."

Jakob Auberger wurde rot. Manchmal nämlich übte er sich, mit einer gewissen Vorliebe, in den Jargons des Montmartre und noch dunklerer Gegenden — und davon hatte der kleine Prinz sich irgendwann etwas gemerkt.

Aber der Kleine fuhr fort:

„Argwöhnisch gemacht, begehrte eines Tages der mißtrauische und altgewordene König der Könige zu sehen,

was sein Vertrauter sogar vor ihm ängstlich verberge. Und ungern befolgte der Wisir das Gebot, seinen Herrn in den Turm zu führen und ihm, hoch droben, das geheime Gelaß zu öffnen, von dem so fabelnde Nachrede ging. Als aber der König die Riegel geöffnet hatte und in die Stube sah, von der man bis in die Jugendheimat des Wesirs hinauszublicken vermochte, da gewahrte er nichts anderes, als vier kahle Wände, an denen ein Hirtenkleid, eine Hirtentasche, eine Bergflöte und ein Schäferstab hingen. Der Wesir aber sagte:

„Deine Ratgeber haben dir recht berichtet, o Herr der Zeit. Dies sind meine Kleider aus den Tagen meines größten Glückes und sind all meine Reichtümer, die ich gesammelt habe, und von denen ich mich nicht trennen kann. Laß sie mir, o Herr, und laß mich in ihnen wieder in meine Berge ziehen, um jenes Leben zu führen, das ich nicht zu vergessen vermag im Reichtum deines Hofes."

Der Kleine richtete seine mattblauen Augen auf die Mutter und sah mit Verwunderung, daß diese feucht waren. Da wagte er es und drängte sich eng an die Königin, als wollte er sie wegen irgendeines Schicksals trösten, das ihr widerfahren wäre.

„Hat die Geschichte damit ein Ende?" fragte die Königin, die ihre Bewegung gar nicht verhehlen wollte — jetzt, an dieser Stelle und zu solcher stillen, reichen Stunde.

„Nein", sagte der Knabe. „Der Wesir mußte jetzt erst recht wieder bei seinem Kalifen bleiben, der ihn bis an seinen Tod nicht von sich ließ und zu seinem Schwiegersohn machte. Monsieur Auberger! Ist er dann nach dessen Tode der König oder Kaiser von Persien geworden?"

„Das wollen wir doch nicht hoffen", sagte Jakob melancholisch. „Solche Menschen sollten ja doch zuletzt, nachdem sie allen treu gedient, sich selber gehören dürfen? Und ihrer Heimat und deren armen Menschen, nicht?"

„Ich wünschte sehr, daß uns diese Art Lehrer und Ratgeber nicht auch das noch antäte und uns ebenso verließe wie der Adel", sagte die Königin mit einigem leisen Nachdruck. „Wir sind von allen verlassen, Monsieur Auberger; und wenn der Graf Mirabeau stirbt und meine kleiner Jakob Auberger zurück in mein Wien heimkehrt, ich wüßte nicht, wohin mich wenden."

Auberger kniete einen Augenblick nieder und küßte der Königin die Hand. „Ihre Majestät weiß, daß ich gänzlich zu ihr gehöre", sagte er einfach und erhob sich, mit einer Fassung, die der Königin so sehr gefiel — daß sie ihr beinahe schon mißfiel.

„Sie sind mein Freund, Jakob, daß Sie es wissen, und ich bin Ihre Freundin. Aber jetzt kehren wir zu den großen Alleen und den Marmorgöttern zurück, die alle so streng in Reih und Glied stehen. Ach, Jakob, sie waren einst so bunt da und dorthin in die Herzen der Menschen zerstreut, ausgelassen und frei! Die Götter! Wir von heute glauben halb und halb auch an sie. Warum nur, Jakob?"

„Weil jeder Gott, an den von vielen geglaubt wird, in Wahrheit lebt", sagte der junge Mensch geheimnisvoll. „Die Gottheit, die Naturkraft, die alles belebt, zeigt uns, daß sie überall da ist und nur wartet. Ja, daß der bloße Wille sogar das Nichts zwingt, ein Bekenntnis abzulegen. Teilzuhaben, wenn auch in entgegengesetztem Weg."

„Sie sind also durch diesen Gedanken aus einem Freigeist wieder ein guter Katholik geworden?" fragte die Königin.

„Das nicht. Aber ich weiß, daß es an mir liegt, die Gottheit zu beleben. Zu versorgen mit Nahrung; die dürstende zu laben und weiter zu erhalten. Das ist eine sehr schöne Aufgabe, Majestät."

„Widmen Sie sich ihr, lieber, kleiner Landsmann. Sie sind für einen fröhlichen Wiener ein erstaunlicher Mensch." Und die Königin sah ihn unter ihren aufwieglerisch hübschen, feinen, hochgezogenen Augenbrauen belustigt und dennoch ein wenig liebevoll an, wenn nicht gar ein wenig verliebt. Dann wandte sie sich zu jener nächsten Göttin, die zu jener vertrackten Verlegenheit der Götter und Menschen gediehen war und die, so ging die Sage von Versailles, nach einem Bildchen gefertigt war, das Ludwig der Fünfzehnte bei François Boucher bestellt hatte, um jene entzückende Gestalt für immer zu erhalten, die das schönste Mädchen in seinem Hirschpark mit fünfzehn Jahren ihm dargeboten hatte.

„Eine fünfzehnjährige Venus", sagte Marie Antoinette gedankenvoll. „Mich hat man in diesem Alter verheiratet . . ."

„Kleopatra schenkte in diesem Alter dem Cäsar ihren Cäsarion."

Marie Antoinette brach jählings ihren Aufenthalt vor der verrucht lieben Göttin ab, sah, wie Jakob Auberger sichtlich ungern von dem brennenden Platze fortging und sagte, jetzt spielerisch und leicht:

„Die Götter! Man liebt sie, ja (um mit Ihrer Sprache zu reden), man belebt sie neu. Um, emphatisch und sogar halb gläubig, zu ihnen zu beten. Wenn man ihre Skandalgeschichten kennt — und selber welche vorhat."

Auberger merkte, daß die Königin müde war, ernst zu sprechen. Sie beliebte nur mehr zu scherzen und Gedanken als Spielbälle zu verwerfen, ohne ihnen viel nachzulaufen.

Auch sagte sie klagend:

„Wie lange, und es wird dunkel sein, und wir haben dann keine Gesellschaft! Der König kommt nicht vor Nacht zurück. Und wenn schon?? — — Spielen Sie écarté, lansquenet, mariage, picquet?"

„Nichts von alledem", antwortete Jakob traurig. „Ich habe es stets vermieden, Kartenblätter zu wechseln, wenn ich mit jemand Gedanken wechseln konnte. Und war niemand dafür zu haben, so waren die Gedanken meiner Einsamkeit doppelt reich."

„Ja, ja", sagte Antoinette mit ein wenig Ironie, aber nicht ohne neidvolle Schwermut zu spielen: „Die Hirtenflöte: Droben, in den fernen Bergen."

Und sie nickte diesem Jakob Auberger, der nicht einmal zum Kartenspiel zu gebrauchen war, leicht zu, nahm selber den Dauphin an der Hand und schritt jene herrschaftliche und geheiligte Treppe zum Schloß empor, die nur für große Empfänge bereitstand.

Abendlich werdend rauschte der Park. Die vielen Kerzen der Kastanien standen grell im gelber werdenden Sonnenlicht; auch sie begannen im anschauernden Winde die ersten Scheidebriefchen fallen zu lassen, ebenso wie die letzten Spätäpfelbäume im Kammergarten des alten René Nolisse, des Großvaters über Park und Küchenpflanzen, über Tulpen und Kakteen.

Jetzt hörte der junge Musiker, daß droben die Königin am Clavecin saß. Sie studierte, probierte. Irgendein Lied entstand da. Was für eines? Er hörte, wie sie einen Text zu singen versuchte; — mit ihrer hübschen Kleinmädchenstimme versuchte, die als so gar nicht königlich empfunden wurde von den Kennern und die so sehr alle geheimen Liebhaber der reizenden und so sehr verschrienen Österreicherin entzückte. Modulierend suchte sie eine Melodie, sodann eine Begleitung zu den Anfangsworten einer Chanson, die Jakob vor ihr am Fenster liegen sah; — zu der sie stets wieder trat, darin blätterte, zurückkam an ihr Klavier und abermals Melodie und Begleitung begann zu den Worten:

„Qu'est qu'il sera, mon pauvre Jacques?"
„Qu'est qu'il sera? Qu'est qu'y ira?"

Er dachte schaudernd an ein Lied, das er in den Kneipen singen gehört hatte! Ein Lied, das Haß und Hoffnung der Enterbten, bis zum Bersten voll, enthielt. Ein Lied, das die Frage Marie Antoinettens mit den Worten erwiderte:

„Ca ira" . . .

Dann sah er, wie die zarte Gestalt der Königin jetzt im Kerzenschein noch einmal, wie fröstelnd, am Fenster erschien, ein Fichu um die reizenden Schultern zog und die feinen Hände selber das Fenster schlossen. Gedämpfter, aber immer erfüllter erklang jetzt am Klavier die Arie aus dem Munde der Königin:

„Was wird werden, mein armer Jakob? Was wird da vorgeh'n!?"

Bis in die Nacht stand der junge Mensch im blütenschweren Garten; — ein Herz, so voll, wie der Park von Flieder, Jasmin, Kastanie und letztem Apfelblust. Er wartete, immerzu und nimmersatt, auf jenen, stets wiederholten Versuch der reizenden, hohen, fernen Frau dort droben, die sich in ihrer Einsamkeit und Desperation damit plagte, im Stile ihres Meisters Gluck zu komponieren.

Immer nur, ohne je eine Antwort zu finden, dieselbe Frage, die auch ihm im Herzen brannte:

„Ach, was wird sein, mein armer Jakob? Wie soll das gehn!?"

Graf Lewenborg und die Vagantin.

Roman von Hans Possendorf.

(7. Fortsetzung ——— (Nachdruck verboten.)

Das Armband.

Gottfried Lossius galt als der geschickteste Goldschmied des ganzen Thüringer Landes, und seine Kunst hatte ihn schon längst zum wohlhabenden Manne gemacht. Während des langen Krieges waren unzählige Fürsten und hohe Offiziere durch Erfurt gekommen und hatten ihn mit großen Aufträgen beehrt. Auch viele reich gewordene Abenteurer hatten bei ihm ihre Beute an Gold und Silber zu kunstvollen Schmuckstücken und Tafelgeräten umarbeiten lassen. Und der Friedensschluß steigerte nur noch den guten Geschäftsgang; denn die Neureichen konnten sich an Luxus und Putzsucht nicht genug tun. Die Höhe der Preise spielte für sie keine Rolle. Es war ihnen Ehrensache, daß der Schmuck für ihre Frauen und Maitressen aus der Werkstatt des berühmten Goldschmiedes stammte. So arbeitete Meister Lossius jetzt mit sechs Gesellen und verdiente mehr denn je. Aber er blieb der einfache, ernste Mann, der er von je gewesen.

Gertrude Lossius hingegen war ein echtes Kind ihrer Zeit, in der innerer Wert nichts und äußerer Schein alles galt. Da sie auch in den schlimmsten Zeiten nie wirkliche Not gelitten hatte, schien ihr Wohlhabenheit etwas Selbstverständliches, und ihre Wünsche bewegten sich in anderer Richtung: Es genügte ihr längst nicht mehr, ein einfaches Bürgermädchen zu sein. Sie wollte in der feinen Gesellschaft eine Rolle spielen, und dazu mußte man adlig sein. Schon dreimal hatte sie die Werbung ihres Nachbarn, des Herrn Heinrich Lotterhos, zurückgewiesen. Und als der ebenso verliebte als unverfrorene junge Mann, der sich während der letzten Kriegsjahre vom armen Krämerssohn zu einem der reichsten Lebensmittelschieber Erfurts emporgearbeitet hatte, zum vierten Male kam, sagte ihm Gertrude Lossius ganz offen, daß sie dann in eine Ehe mit ihm willigen würde, wenn es ihm gelungen sei, einen Adelsbrief zu erhalten. Es müsse aber mindestens eine Freiherrnkrone sein, hatte sie kalt und ohne die geringste Anwandlung von Verlegenheit hinzugefügt.

Der Freier fühlte sich durch diese Bedingung nicht im entferntesten beleidigt, sondern zeigte vollstes Verständnis für diesen Wunsch. Er hatte Gertrude daraufhin einfach gebeten, ihm wenigstens eine angemessene Frist zur Erfüllung dieser Bedingung zu geben. Es sei ihm schon so vieles in seinem jungen Leben geglückt, meinte er, und es müsse mit dem Teufel zugehen, wenn es in einer Zeit, in der sich das Unterste zu oberst kehre, — in der aus Pferdeknechten Generäle und aus Baronen Landstreicher geworden seien, nicht auch ihm gelingen solle, in den Adelsstand aufzurücken.

Diese Unterredung hatte am Mittag desselben Tages stattgefunden, an dem Graf Lewenborg in Erfurt ankam. Als Gertrude Lossius am gleichen Abend von ihrem Vater hörte, daß der stattliche Offizier ein Graf und unbeweibt sei, und daß er voraussichtlich lange hier im Quartier bleiben werde, reifte in wenigen Minuten der Plan in ihr, mit allen Mitteln zu versuchen, eine Gräfin Lewenborg zu werden. Mochte Heinrich Lotterhos, der Nachbarssohn und Jugendgespiele, eine Krämerstochter heiraten, wie es ihm zukam! Die Gattin eines wirklichen Grafen aus einem alten Geschlecht war doch noch etwas ganz anderes als das Weib eines frisch geadelten Schiebers! Und daß der Graf fünfundzwanzig Jahre älter war als sie selbst, kümmerte sie wenig. Er war ja noch ein schöner, stattlicher Mann; und wenn er ihr einmal zu alt wurde, so gab es genug junge Kavaliere, die sich um ihre Huld bewerben würden! Dessen war Gertrude Lossius sicher, denn sie überschätzte ihre gewiß nicht reizlose Erscheinung bei weitem und hielt sich für einen Ausbund an Schönheit und Anmut.

Doch schon am nächsten Morgen machte sie eine Wahrnehmung, die sie zu der Überzeugung brachte, daß sie eine Nebenbuhlerin habe, — daß das Herz des Grafen nicht mehr frei sei:

Sie hatte mit dem Grafen und ihrem Vater zusammen das Frühstück eingenommen und sich dann für einige Minuten zurückgezogen, um eine Anordnung für den Haushalt zu treffen. Als sie dann wieder zu den beiden Männern zurückkehren wollte, hörte sie vom Nebenzimmer aus ihre Stimmen und trat leise an den Türspalt, um zu lauschen und zu beobachten, was da verhandelt werde.

„Gewiß will ich — und mit Freuden — eine Arbeit für Euch machen, Herr Graf, und sie auch gleich in Angriff nehmen", hörte sie den Vater sagen. „Sprecht nur, — was ist es??"

Graf Lewenborg zog ein kleines Päckchen aus der Tasche, wickelte das Papier auseinander und sagte ein wenig verlegen: „Seht diese Strähne roten Haares. Daraus möchte ich ein Armband gemacht haben, — zwei Finger breit etwa, damit das Haar richtig liegt und gut hält. — Vielleicht wird Euch dieser Wunsch seltsam vorkommen und etwas lächerlich. Doch hat diese Strähne Haar eine eigene Bedeutung für mich, und ich möchte sie stets um mein Handgelenk tragen."

Der Goldschmied fragte nicht weiter, sondern betrachtete die Sache nur von der fachmännischen Seite. „Das geht sehr wohl zu machen", erklärte er. „Und wenn wir für die Fassung eine dunkle, rötliche Goldlegierung verwenden, wird dieser Schmuck sehr schön und künstlerisch wirken; denn noch nie habe ich eine Haarfarbe von diesem Metallton gesehen. Ich meine, wir sollten an den beiden Enden für den Verschluß zwei breitere Spangen wählen, mit schöner Ziselierung, und in der Mitte noch ein schmales Spänglein oder zwei, damit das Haar gut zusammengehalten wird und fest und dicht beieinanderliegt."

„Sehr gut!" stimmte der Graf zu. „Und könntet Ihr wohl für die Ziselierung als Vorlage dieses Sigillum wählen? Wenn Ihr dieses verschnörkelte Zeichen ein wenig streckt, so daß die Grundform die gleiche bleibt, sollte es wohl mit dem Raum auskommen?"

Er hatte dabei ein kleines Stück Papier hervorgezogen, das er glättend auf die Tischplatte legte. — Dieses Papierchen hatte Graf Lewenborg am Morgen nach der Trennung von Barbara Ullmer in der Tasche seines Wamses gefunden, und es war ihm nicht zweifelhaft, daß es ihm die junge Gauklerin beim Abschied unbemerkt in die Tasche praktiziert hatte. Als er nach Dresden kam, hatte er es dann einem gelehrten Okkultisten gezeigt, der auf den ersten Blick erklärte, daß es das Sigillum des höllischen Fürsten Amazeroth darstelle und bei der Zitation dieses Geistes eine große Rolle spiele. —

Mit angehaltenem Atem stand Gertrude Lossius hinter der Tür und dachte: „Diese rothaarige Hexe ist seine Geliebte! Die muß ich aus dem Felde schlagen! Wenn ich nur wüßte, wer es ist!"

Noch ein Weilchen verhandelten die Männer über die Anfertigung des Armbandes. Dann machte der Obrist Miene, sich von dem Goldschmied zu verabschieden, und die Lauscherin zog sich schleunigst zurück.

Schon im Gehen fragte der Obrist seinen Wirt unvermittelt und wie beiläufig: „Wißt Ihr eigentlich noch, Meister, wer jener Prediger gewesen, der mich damals in Eurem Hause getraut hat?"

„Ei, gewiß weiß ich das noch!" gab der Goldschmied zurück. „Es ist ja der Geistliche unserer Gemeinde, der Prediger Doktor Vischer von der Kirche Sankt Johannes gewesen. Bis vor vier Jahren hat er noch sein Amt innegehabt."

„Lebt er nicht mehr?" fragte der Graf bestürzt.

„Doch, doch — aber er ist nun vierundsiebzig Jahre alt und genießt die wohlverdiente Ruhe."

„So, so?" sagte der Graf, wieder gleichgültig tuend, reichte dem Goldschmied die Hand und verließ dann das Haus; denn es gab nun viel Arbeit für ihn, bis seine Truppe richtig untergebracht, die verschiedenen Kanzleien eingerichtet und die Formalitäten mit den Behörden erledigt sein würden. (Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg